

Sonnenscheinchen [Fortsetzung]

Autor(en): **Baumann, Rudolf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **10 (1906)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-574644>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Sonnenscheinchen.

Ein Reiseroman in Bildern von Rudolf Baumann, Zürich.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(Fortsetzung).

Drin beim Spieltisch stand immer noch der lange Doktor und hörte den andern zu, wie sie beim billigen Spiel krassen Aberglauben verrieten und einander die unsinnigsten Ratsschläge gaben. Was Bruno der Dumme darin leistete, grenzte ans Aischgraue. Eben hatte er einen Taler unter Murren von höllischen Sprüchen sechsmal von rechts nach links in der Tasche herumgedreht, und jetzt zählte er aus einer Schachtel die schwedischen Streichhölzer, um zu ergründen, ob er gerade oder ungerade setzen müsse. Nachher wollte er noch ein kompliziertes Experiment über Rouge und Noir machen, wobei der gewünschte Fußboden und etwas Spucke die Hauptorakler waren. Jemand anders erzählte mit Eifer die Geschichte eines Systems, nach dem man immer gewinnen müsse, wenn . . . Uebrigens wisse er nicht mehr genau, wie es gehe. Der Franzose wurde gelber und eingefallener und fluchte von Zeit zu Zeit vor sich hin.

Das Zusehen bot eigentlich kein Interesse. Die Anwesenden waren alle keine leidenschaftlichen Spieler, abgesehen vielleicht von dem Franzosen, den niemand kannte; aber der lange Doktor stand doch und lauschte aufmerksam. Ihm kam das wie ein Gleichnis vor, wie wenn sein Herz auch dabei wäre. Der muskelstarke finstere Mann, der wie ein Fels, fest und starr hinter seiner Maschine stand, erschien ihm als das grausame, fühllose Schicksal und die andern, die fremden Spieler wie lauter einfältige menschliche Herzen, die dem Chernen ein Glück abzulisten versuchten. Aber sie verloren und verloren, und das Schicksal stand starr und stumm wie eine Sphinx.

Je einfältiger und bornierter sich Bruno der Dumme anstellte, desto lauter schrie sein Herz Beifall. „Recht so, recht so!“ höhnte es. „Das wollen gebildete Menschen aus den besten Kreisen sein! Ueber solchen Aberglauben würde sich ein altes Bauernweib schämen. . . Einen ganzen Sack voll mittelalterlichen Unsinn trägt jeder auf dem Buckel. Warum soll ich allein da nicht glauben, nicht ahnen, hoffen und mich betrügen?“

„Heißa, mein Herz! Hoffe, mein Herz, wie die andern! Kannst du wissen, was keiner weiß? Spiel, mein Herz!“

Wahr! Die Muskelmasse, der Bloc streicht alles ein. Er weiß, wie die Kugel fällt. Unsichtbar kann er sie leiten und lenken; aber hie und da muß das Schicksal doch ein wenig Glück laufen lassen. Nicht rechts und links kann es den Raub für sich behalten; nicht immer kann die doppelte Null alles vernichten. Die kleinere Hälfte geht als freier Gewinn in die Ferne hinaus und in die Herzen.

„Heißa, spiel, mein Herz! Wer wagt, gewinnt!“

„Ha, ha,“ lachte sein Herz. „In die Zukunft will ich schauen, ein Gottesurteil haben, ob ich Ritter von der traurigen Gestalt noch hoffen darf. Rot! Sonnenscheinchen, Rot!“

Die andern schauten sich verwundert an, als sie den stillen, langen Menschen auf einmal lächelnd und spielend in ihrem Kreise sahen.

„Rot ist Sonnenscheinchen, Rot! Wenn Rot gewinnt, so kann ich noch hoffen,“ dachte er und setzte auf Rot.

Er spielte mit der ganzen Seele, mit allen Mitteln, die ihm zu Gebot standen, mit aller Kraft, die in ihm saß.

„Spiel!“ rief sein Herz. „Spiel! Rot muß gewinnen! Her mit dem Aberglauben! Her mit Hypnotismus und Suggestion! Her mit den verborgenen Kräften des Gehirns! Rot muß gewinnen, ich will's. Mit meinen Muskeln und meinen Sinnen will ich es. Rot! Rot! Rot!“

Das Schicksal ließ die Kugel rollen, und Schwarz kam heraus.

„Zu schwach!“ stöhnte sein Herz. „Zu schwach! Der Wille zu klein, der Geist zu schlapp, um das Glück zu zwingen. Nochmals auf Rot. Rot muß gewinnen. Rot! Rot!“

Das Schicksal ließ die Kugel auf Rot rollen.

„Gleich auf!“ jubelte sein Herz. „Rot muß gewinnen! Rot! Sonnenscheinchen ist Rot!“

Schwarz kam und wieder Schwarz und Rot in bunter Reihe.

Mit zehn Goldstücken wollte er das Gottesurteil befragen. Wenn sie alle zehn fort waren, hatte er verloren.

Bruno und die andern verschwanden nach und nach. Zuletzt war er noch allein mit dem Bankhalter und den Locktauben. Einmal waren wieder neun von den gelben Schicksalsvögeln in seiner Tasche versammelt gewesen. „Blödsinn," sagte er sich, „bin ich ein Kind oder ein Irreer, daß ich mein besseres Wissen zertrete und lächerlichem Wahnsinn folge?"

„Spiel!" rief sein Herz. „Spiel!" Und er harrete aus.

Als die andern alle weg waren und niemand mehr kam, wollte der harte Mann hinter dem Tisch Feierabend machen. Seine Augen wurden ganz matt und gläsern wie Fischaugen, seine Züge erschienen noch strenger und starre; gleichförmig bewegte er die Arme wie Teile einer Maschine, auf seiner Stirne warf die Lampe bronzefarbene Lichter, er glich einem indischen Götzenbild.

Schwarz! Schwarz! Und noch ein paarmal Schwarz! Das letzte der zehn Goldstücke war verschwunden . . .

„Spielen Sie noch weiter?" fragte der Götze nach einer Pause.

„Nein, ich traue der Bank nicht," fuhr der Lange auf.

Der Muskelmensch verzog kaum sein Gesicht und sagte ruhig: „Sie haben verloren; wenn Sie gewonnen hätten, würden Sie anders reden. Wer verliert, ist immer ärgerlich; wir kennen das." Dabei fing er an, verschiedene Menfalten zusammenzupacken.

Der Doktor ärgerte sich über sein einfältiges Benehmen. Das dumme Spielen! Das lächerliche Gottesurteil und das Aufbrausen am Ende! Es war ja alles Unsinn; doch die Laune schien nicht besser geworden, und seinem Herzen war es ernst gewesen. Drinnen herrschte tiefe Nacht und Todesahnung; aber er rührte nicht daran und zwang sich, an anderes zu denken.

Auf die Straßen war der Abend gefallen. Im Dämmerchein strömten die Passagiere wieder zusammen. Eben sah er Sonnenscheinchen mit ihren Eltern um eine Ecke kommen. Leutnant Weinmann hatte ihr ein paar duftige Rosen geschenkt, die einzigen, die in der Sandstadt zufällig zu haben waren. Die beiden lachten und scherzten, und Sonnenscheinchens Vater nahm an der Unterhaltung teil, als wäre es immer so gewesen.

Das Herz schmerzte; aber es war, als ob kaum noch mehr Schmerzen darin Platz hätten.

Einige Passagiere kamen beinahe zu spät. Am Hafen wollte sie niemand mehr zum Schiff übersetzen, es sei denn gegen eine enorme Bezahlung.

Lange, schwarze, gelbgekleidete Polizisten mußten sich ins Mittel legen und die Räuber verschrecken.

Als die letzten Fremden unter leisem Klätschern um den Schiffsbug verschwanden, löschte hinter ihnen Port Said aus. Die Gassen wurden menschenleer, die Bazars lagen verödet und finster da, die Musik verstummte.

Hinten, wo die Reisenden nicht hinkamen, ging das Leben seinen gewohnten Gang. Da sind die Büreaus und Verwaltungsgebäude; aber vorn, das Viertel am Hafen, lebt nur auf, wenn ein Schiff voll Passagiere da ist, und fällt in toten Schlaf, wenn der letzte das Land verläßt.

Als wären all die verschwindenden Lichter in eins

aufgegangen, so brach am Bugspriet ein mächtiger Scheinwerfer die Nacht. Langsam, majestätisch, strahlende Helle voraussendend glitt der Koloss in den Kanal.

Das Deck triefte vom Reinemachen. Im Rauchzimmer war kein Plätzchen mehr frei. Man erzählte sich seine Erlebnisse. Der Steward hatte kaum Beine genug und mußte unaufhörlich nach Bier springen. Ein trockenes Landlüstchen reizte die durstigen Kehlen.

In einer Ecke sprach jemand über die Unmoral von Port Said und wollte durchaus die Engländer für die Sünden Ägyptens verantwortlich machen.

Bruno der Dumme erzählte einem engen Kreis von Gleichgesinnten unkeusche Erlebnisse und brachte unter pffiffigem Schmuzeln ein zugestegelttes Päckchen zum Vorschein.

„Spiellkarten zum Durchsehen, he, he," sagte er. „Habe sie noch gar nicht aufgemacht. Grobartig, sage ich Ihnen! Hat mir der schwarze Kerl beim blendenden Glanz eines Streichholzes vorgeführt. Drei M.! Teuer, aber selten und verboten!"

„Zeigen Sie 'mal her!" sagten die andern und rückten erwartungsvoll zusammen.

Umständlich öffnete Bruno unter Grinsen das Päckchen und hielt eine Karte gegen das Licht. Es war nichts darin zu sehen. In den andern auch nicht.

Erst schien er ganz starr vor Entrüstung, während die Kumpane ein Hohngelächter anschlugen. Dann schimpfte er in den höchsten Tönen über die Araber im allgemeinen und über die Regierung von Port Said, die solche Betrügereien dulde, im speziellen.

Sein Schafsgesicht bei der Entdeckung war mehr als drei Mark wert — aber für die andern!

„Cobra qua, qua!" machte v. Spitz nach jedem dritten Wort. Das war seine neueste Errungenschaft. Am Land hatte er einen indischen Zauberer gesehen, der mit seiner Brillenschlange im Körbchen während der warmen Jahreszeit hier auf der Straße seine Künste übte. Der Zunder hatte von Zeit zu Zeit seine Schlange gereizt oder gestreichelt und dabei in Gurgelklängen etwas gesagt, das wie „Cobra qua qua" klang.

v. Spitz war geliefert. Acht Tage lang brachte er die sonderbaren Laute nicht mehr aus dem Kopf. Von allen Ecken und Enden, selbst zur tiefen Nachtzeit, hörte man genau im Tonfall des Zunders „Cobra qua qua!" und wußte dann: der kleine Leutnant war in der Nähe. Er mußte sogar höllisch aufpassen, daß seine Kommandos und Ordres nicht jenseits mit „qua qua" endeten.

Achtes Kapitel. Ein farbiges Zwischenpiel.

Draußen um das schimmernde Schiff lag der Garten des Todes im Sternenglanz. Ein blinkender Wasserfaden riß ihn mitten durch. Wie Weinhaufen starreten die Sandhügel im weißen Schein. Furchtbare Dede drückte auf die Erde. Ein unheilbarer Krebs hatte da die grüne Hülle seit Jahrtausenden zerstört, eine fressende Krankheit ein riesiges Loch in die Haut geätzt, die Knochen entblößt und mit totem sandigem Staub bestreut.

Auf der Brücke blickten der Kapitän und der englische Lotse in höchster Spannung auf das Wasser. Nur ganz langsam, mit größter Vorsicht glitt der stolze Bau in der Mitte des toten Stromes hin. Die Schraube arbeitete lautlos, und die Maschine dämpfte ihre Stimme

zum leisen Stöhnen. Vorn schlichen andere Kolosse still in den eigenen Lichtschein. Gleich phantastischen Marmorlöfßen strahlten riesige Baggermaschinen im weißen Glanz auf und sanken als graue schmutzige Gebilde in Dunkelheit zurück. Weiße Berge stiegen und sanken an den Seiten der Straße.

Der lange Doktor lief ruhelos auf dem Deck herum. Seine Nerven waren aufs höchste gereizt. Der trockene staubige Odem der Wüste braunte in seinen kranken Augen. Ein wiehernendes Lachen von scheidenden Gästen des Rauchzimmers drang ihm wie mit spitzen Klauen ins Hirn. Bis gegen Morgen hielten ihn die Folgen des aufregenden Spieles wach. In ihm und um ihn war Tod. Von Zeit zu Zeit tönte schauerliches Geheul vom Sonnendeck. Den gefesselten Hund packte die Angst in der ungewohnten Stille. Der lange Mann hätte mitschreien und heulen mögen vor Qual und aus Furcht vor dem Wahnsinn.

Als die Sonne nahte, verblichen die weißen Scheine und grauen Schatten, zerfloßen und schmolzen in einen gelben Schimmer zusammen. Die tote Wüste hatte ihr Tagesgewand angezogen.

Immer noch stand der Kapitän auf der Brücke mit einem andern Lotzen an der Seite. Immer noch zog der große Bau langsam und doch mit möglichster Eile auf der schmalen Straße vorwärts, vorsichtig, um die feindlichen Sandwellen nicht zu reizen, daß sie sich ins Wasser stürzen und den seichten Weg schließen — aber doch so schnell als tunlich, um dem gefährlichen Element zu entriemen. Denn, wenn der Wind aufwacht und wandernde Wogen in die staubige See wühlt, wenn die harten Körner gleich Millionen giftiger Bienen aufschwärmen, alle Ritzen und Poren füllen, die Haut stechen und die schwimmende Burg umhüllen, dann wird das plumpe, eiserne Tier machtlos ans Land gedrückt und zu langer fauler Ruhe gezwungen.

Heute kam bei den Passagieren kein richtiges Spiel zustande. Etwas später als sonst traf man sich auf dem Promenadendeck. Einigen lag Port Said noch in den Gliedern. Andere hatten die außerordentliche Muße zu längerem Schlaf benützt. Die tote Wüste und die unendliche Schwermut drückte auf die Gemüter. Die eifrigsten Skatpieler verließen von Zeit zu Zeit ihre Karten und liefen nach dem Geländer, um einen Blick auf das gelbe Grauen zu werfen. Die Damen gingen unruhig spazieren.

Jedes kleine Ereignis brachte die Passagiere in Erregung. Ein paar wartende Kamele zogen Hunderte von Zuschauern an die Seite des Schiffes. Die Soldaten vergaßen ihre gewöhnlichen Unterhaltungen und lagen in Massen stumm an der Brüstung. Die stumpfsinnigsten Leute waren unter dem Eindruck des Schauspiels. Grelle Lichter blendeten die Augen, und die trockene Hitze drang in die dümmrigsten Winkel. Nur Sarre und der Amerikaner drehten Stunde auf Stunde mit gleicher Ruhe die Karten und klapperten mit den Spielmarken.

Vorn auf der Spitze war eine größere Gruppe versammelt, Sonnenscheinchen in ihrer Mitte. Wie auf der Terrasse eines Schlosses standen sie da; aber sie schauten nicht über wellige Gärten. Ringsum lag im gelben Glanz die Wüste. Unendlich öde und unendlich eintönig dehnte und rechte sie sich, schien den Erdball zu umfassen und das Meer erdrückt zu haben. Gelbe Klippen starren in gelbem Sand. Eine Phantasie in Gelb, ein Rausch, ein Wahnsinn in Gelb, als hätte die ewig unverhüllte Sonne die eigene Farbe auf ihr Reich gestreut. Seichte bittere Lachen, genährt von dem salzigen trüben Wasserfaden, den die Menschen durch den glühenden Sand zwängten, vermochten den dünnen Odem der Furchtbaren nicht zu feuchten.

„Wie traurig!“ jagte jemand. „Jedesmal, wenn ich hier durchkomme, muß ich daselbe denken. Es ist eine Teufelspforte, eine schreckliche Warnung vor dem üppigen Indien: Bleibe im Lande und nähre dich redlich! ruft es mir zu. Laß dich schrecken! Zurück! Zurück! Dem weißen Menschen die winterweiße Erde!“

„Mich macht es traurig,“ meinte Sonnenscheinchen. „Aber“ — und dabei lächelte sie, daß es dem langen Doktor schien, als müsse die Wüste davon grünen — „aber, ich freue mich dann umsomehr auf die ewig blühen-



den Gärten Indiens und die dunkelschattigen Lauben und Winkel bei unserem Haus und, warten Sie nur bis zum Abend, wenn alles rot wird! Die Pracht!"

Kümmerliche Pflanzen ragten zur Rechten neben einer kleinen Station. Weiter weg sah man in gerader Linie noch mehr Bäume sich vom Sand abheben, und einmal kam ein winziges Gärtchen hinter einem Holzhaus hervorgekrochen.

"Ein schwacher Versuch, die Natur zu zwingen!" sagte der lange Doktor zu Sonnenscheinchen. "Wie sie krank ihre Arme in die Dürre recken!"

"Ja, die Armen tun mir leid! Ich glaube, wenn sie sprechen könnten, so würden sie jammern und klagen."

"Was meinen Sie, daß sie sprächen?"

"Ich weiß es nicht; aber sie würden ächzen und stöhnen..."

"Sie würden über die Menschen fluchen, zu deren Spiel sie leiden. Jeder steht in spärlicher trockener Erde vom brennenden stehenden Sand auf erstickend kleinen Raum gezwängt. Der heiße Staub läßt ihre Zungen röcheln und rascheln. Laues Wasser, kaum genug zum Leben, trinkt ihre gierigen Wurzeln. Wird einer vergessen, so stirbt er langsam, qualvoll. Reißt nur einmal für Tage die Leitung, so verschmachten sie reihenweise. Ganz und gar sind sie Sklaven der grausamen Menschen, die ihnen widernatürliches, elendes, schmerzliches Leben aufzwingen. Nie reinigt ein erquickender Regen ihre schmutzigen Blätter. Sie sind nur ein Spott, ein elendes, alles Zerrbild ihrer saftstrobenden Familie, ein frecher Witz der Natur zum Hohn und müssen doch leben. Sie können nicht selbst ihre Schmerzen enden!"

Sonnenscheinchen verstand ihn nur halb. Er hatte deutsch gesprochen. Die andern sahen erstaunt auf den stillen Mann, dessen Züge in Aufregung glühten.

"Er ist langweilig mit seinem Gejammer," sagte die festsche Strohwitwe, die im Hintergrund mit v. Dünn kokettierte.

"Sieht selber aus wie eine kranke Pappel!" meinte der und schaute verliebt auf die leichtgewandete Schöne. Er tippte schüchtern auf ihre volle Schulter, die zwischen weitmaschigen Spitzen hervorschimmerte, und kicherte aufgeregt: "Niedliche Wüstenpflanze, blüht weiß, wird sehr gerühmt."

"Ach, wie fade, v. Dünn, kommen Sie in den Schatten! Er ist langweilig, dieser dumme Suezkanal, und scheint auch auf Ihren Witz den niederdrückendsten Einfluß zu haben."

Diese Worte begleitete ein koketter Augenausschlag. "Judenstörche! Judenstörche!" rief jemand, als plötzlich Hunderte von Flamingos eine nahe Pfütze verließen, um sich etwas entfernter wieder auf ihre endlosen Beine niederzulassen.

"Warum dieser häßliche Name?" fragte Sonnenscheinchens Vater, der an der Brüstung stand.

"Sehen Sie denn nicht die krummen Schnäbel? Und ihre Paten haben doch auch da in der Nähe herum nach dem gelobten Land gefahndet!"

"Oh," sagte der alte Herr mit stark englischem Akzent. "Warum verspotten die Deutschen immer die Juden? Das ist doch unchristlich. Sie sind gerade so gute Menschen wie wir. Es ist nicht gut, sie wegen ihrer Rasse zu verachten!"

"Ja, sehen Sie nur einmal den dicken Sarre an, diesen Mustermenschen!"

"Oh, er ist ein Yankee, und darum ist er schlecht!"

"Gemütsmensch!" murmelte jemand im Hintergrund.

Neben dem steifen Engländer stand ein magerer Herr mit ungeheuer dicksohligen Stiefeln und mit einer kurzen Pfeife im Mund. Er war erst in Port Said an Bord gekommen und hatte noch mit niemandem Bekanntschaft gemacht.

Jetzt nahm er eben den glühenden Kloben aus den Zähnen und bemerkte trocken in unverfälschtem Amerikanisch:

"Es gibt auch schlechte Engländer, die Anwesenden natürlich ausgeschlossen! Zudem ist Sarre weder Jude noch Amerikaner, sondern Deutschruße, und er war in seiner Jugend einmal Protestant."

Allgemeines Erstaunen. Der alte Herr brachte eine kurze Entschuldigung vor. Er habe natürlich keineswegs beleidigen wollen und nicht geahnt, daß ein Amerikaner zugegen sei, man kenne ja den Rassenhaß und wisse, daß es im Grunde nicht so böse gemeint sei, u. s. w.

Der andere legte auch keinen besondern Wert auf Streit. Mit ein paar einlenkenden Worten wurde der Frieden wiederhergestellt, bevor er richtig gestört war. Immerhin wirkte es in der Gesellschaft als Ereignis, daß jemand da war, der Näheres über Sarre wußte, und die Neugierde kitzelte manchen; aber der Neue ließ nichts mehr über den Fall verlauten und beschäftigte sich ausschließlich mit der Gegend und seinem Dauerbrenner.

* * *

Am Nachmittag spielte ein salzigfeuchter Wind über Deck. Man war am Ende des Kanals. Blaue Wellen sprangen am Horizont und vertrieben den gelben Tod. Nach kurzem Aufenthalt vor der fernen Stadt stürmte der Dampfer mit alter Kraft in den Busen von Suez.

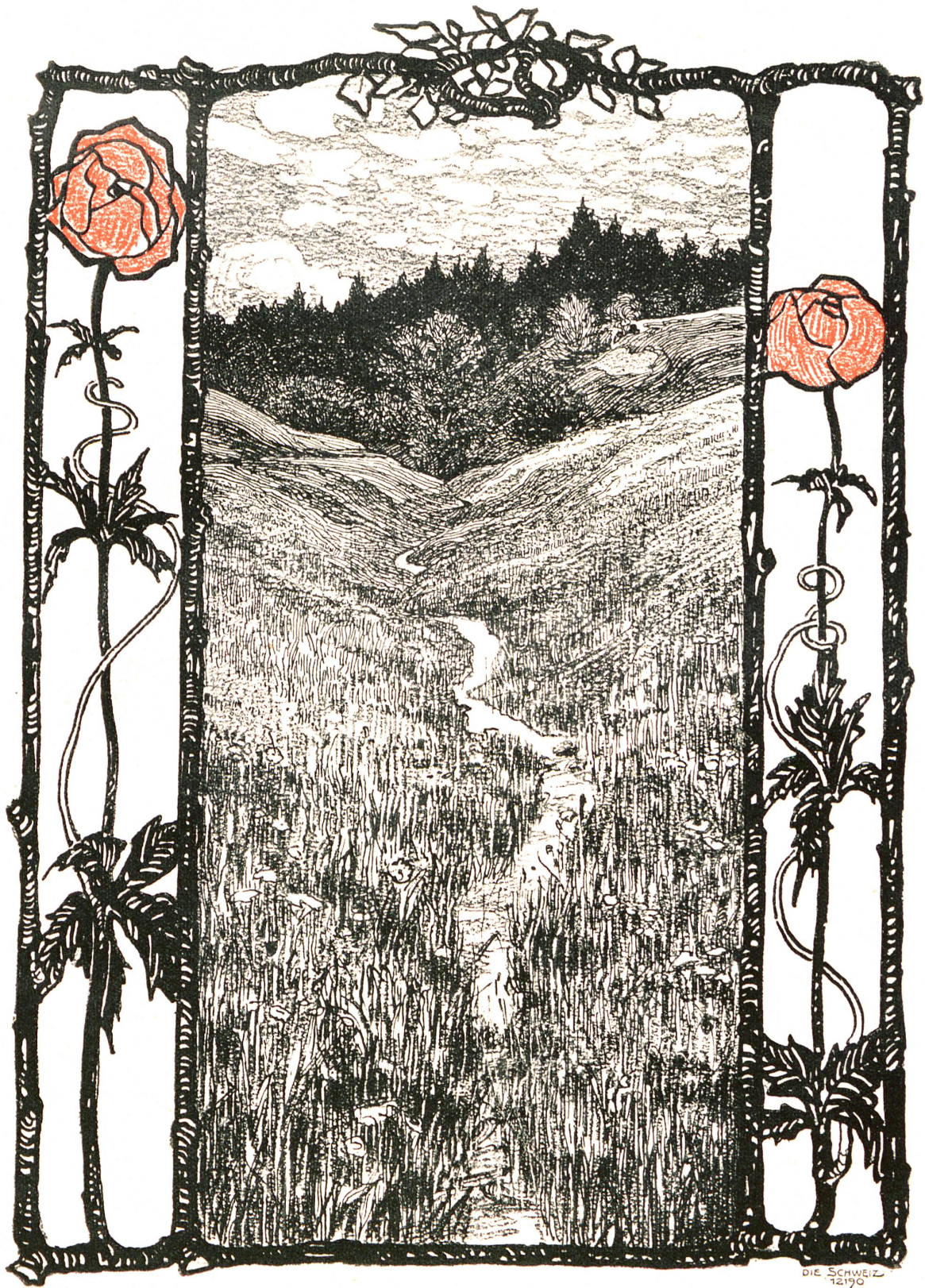
Kleine, zarte Schaumspitzen perlten auf ewig blauen Wogen. Nie trübten da graue Wolkenschatten das blaueste Blau. Goldene Berge in heißem gelbem Glanz fassen das tiefblaue Auge wie Gold um Lapislazuli. Wenn der Abend sinkt und die Sonne hinter diamantharte Bergsilhouetten fällt, dann wallt Blut um einen blauen Kessel. Blau ist kein Wort mehr für diese Farbe. Blau! So blau wagt es, so unsagbar blau, ein Triumph von blau, daß keine Sprache Worte hat, es zu beschreiben! Ringsum erröten die bleichen Berge und strahlen Purpur aus. Immer dunkler und leuchtender werden sie, immer röter und blutiger.

Ein Feuerring trennt den blauen Himmel vom tiefblauen Meer. Und wenn die Berge in violetten Schatten versinken, so werden See und Himmel nur dunkler und märchenhafter.

* * *

In der Abendkühle, als der Feuerzauber über den Bergen lag, saß eine größere Gesellschaft auf dem Promenadendeck zusammen und schaute in das rote Wunder.

Man stritt sich wieder einmal darüber, woher der Name „Rotes Meer“ komme. Einer der Marineoffiziere erklärte mit viel Sachkenntnis den mutmaßlichen Ursprung der Benennung und erläuterte die verschiedenen Meinungen der Gelehrten.



DIE SCHWEIZ
12190

„Unheimlich belesen diese nassen Mitter!“ sagte v. Spitz zu Sonnenscheinchen. „Haben natürlich auch Zeit. Während wir wochenlang die größten körperlichen Anstrengungen überwinden, liegt so was in seinem Hängebett und lernt verständige Sachen auswendig. Bei uns ist einfach zuviel Arbeit und Geselligkeit. Man muß doch mitmachen. Auf dem Wasser haben sie natürlich ihre Abende für sich. Wenn ich nicht mein bißchen Poesie, die einen über das Größte hinwegkröftet, hätte, ja dann — Cobra, qua, qua! Sprechen wir von was andern!“

Jemand machte den Vorschlag, eine Preiskonkurrenz auszusprechen. Wer am besten oder sinnigsten die Herkunft des wunderbaren Rot begründe, sollte einen Preis erhalten. In Aben wolle man ihn kaufen.

Die Idee fand Anklang. Verse waren ausgeschlossen, damit jedermann konkurrieren könnte. Zeit zum Nachdenken bis nach dem Essen, das eben aufgetragen wurde.

v. Spitz und v. Dünn waren während der ersten Gänge ganz stumm. Beim Geflügel wurden beide wieder lebhaft und suchtelten aufgeregt in der Luft herum. v. Spitz suchte mit allen Mitteln Sonnenscheinchens Aufmerksamkeit zu erregen und gab ihr in einer Reihe von anstrengenden Pantomimen zu verstehen, daß er einen Gedanken habe.

Etwa zehn Teilnehmer hatten sich zum „Sängerkrieg“ eingefunden. Man kletterte auf das Sonnendeck und setzte sich in bunter Reihe in den Mondschein.

Wer am Wort war, mußte vortreten, sich räuspern und den Preisrichtern eine Verbeugung machen.

Eine rechte Lösung hatte niemand in der Schnelligkeit gefunden. Die merkwürdigsten Auslegungen kamen zum Vorschein. Selbst Bruno der Dumme nahm einen kleinen Anlauf. Nach dem zweiten Satz blieb er aber stecken und verschwand wieder im Volk der Zuhörer.

v. Spitz zappelte voll Ungeduld von einem Bein aufs andere und ließ unzählige Cobras leise quaken, bis er an der Reihe war.

Als er sprach, begleitete er seine Rede mit den Händen, hob und senkte seine Stimme wie ein Schauspielers auf der Bühne:

„Die Erde war zwar erschaffen; aber sie hatte noch nicht den ganzen Anstrich. Ueber die eine Hälfte ging erst ein Grundton. Die Farbklübel stunden auf dem Popokatepetel und kochten schön. Gott der Herr hatte eben auf einem andern Planeten zu tun und ließ die Engel malen. ‚Seid sparsam mit der Farbe, sonst reicht's nicht!‘ sagte er beim Abschied. ‚Rot ist sowieso wenig da.‘ Dann schwebte er davon. Die Engel nahmen die Töpfe vom Feuer und flogen mit dem Wind über Asien nach Afrika, das noch ganz grau war. Keiner wollte aber den Eimer mit grüner Farbe tragen, weil es der größte und schwerste war. So mußte denn ein ganz kleiner Engel = Bengel das dicke Gefäß schleppen. Er flatterte hinterher und kam fast nimmer mit. Die Last drückte ihn gar zu sehr. Wie er eben über die Sundainseln hinkeuchte, blickte er sich überall um, und als niemand zuschaute, schüttete er einen großen Teil der grünen Brühe auf die einsamen Inseln.“

Aber die Sonne hatte es doch gesehen.

Nachher, als alle wieder beisammen waren, sagte der oberste Engel zu dem Kleinen: ‚Da, nimm die rote

Farbe! Geh', streich die Menschen an! Du kannst im Norden anfangen.‘

Der fuhr wie ein Sausewind davon; aber weil er noch klein und unverständlich war, paßte er nicht auf seine Füße und stolperte auf einmal über den Berg Sinai. Pardaun lag er da, und die schöne rote Farbe verkroch sich im Sand. Etwas davon konnte er zwar wieder aufraffen; aber es war ziemlich schmutzig geworden. Den Kler überstreute er mit Sand.

Zum zweiten Mal lachte die Sonne am Himmel und quackte zu. Der kleine Engel tat ihr aber so schön, strich ihr ums runde Kinn und versprach, ihr die Flecken aus dem Gesicht zu putzen, sodaß sie sagte, sie wolle verschwiegen sein, wenn es auch gegen ihre Prinzipien gehe, da sie verpflichtet sei, alles an den Tag zu bringen.

Als Gott, der Herr, am Abend zurückkam, hatte wirklich die Farbe nicht gelangt. Grün war schon lange alle, von Rot nicht zu sprechen. Nur ein ganz kleiner Teil der Menschen konnte damit gebeizt werden, und die sahen noch schmutzig aus. Die andern waren mit gelben, schwarzen oder braunen Resten behandelt, und eine Menge mußte man einfach weiß lassen.

Niemand wollte wissen, was mit der Farbe passiert sei. Die Sonne schämte sich furchtbar vor dem lieben Gott. Sie eilte zu verschwinden und wurde immer röter und röter im Gesicht. Als sie schon beinahe untergegangen war und fast platzte an ihrem Geheimnis, deutete sie im allerletzten Moment mit goldenem Finger auf die Berge am Roten Meer und rief: ‚Dort ist sie verschüttet!‘ Dann duckte sie sich schnell und tauchte unter.

Der kleine Engel wurde in die Küche versetzt.

Jeden Tag aber, wenn die Sonne zur selben Stelle kommt, schämt sie sich wieder von neuem. Jedesmal wird ihr gutes, dickes Gesicht wieder rot, und dann röten sich auch die Berge vom Widerschein, und die vergebene Farbe blinkt durch den Sand.“

Ziemlicher Beifall lohnte den quacksilbrigen Leutnant.

„Wird gerühmt,“ meinte v. Dünn. „Jetzt bin ich dran. Also Achtung! Meine Historie spielt ungefähr zur selben Zeit.“

Er stellte sich stramm hin und schnurte seine Erzählung im gemachten Kasernenton herunter:

„Als der Teufel damals seinen bekannten Sündenfall tat, sollte er für einige hunderttausend Jahre strengen Arrest erhalten. Natürlich paßte ihm das nicht, und als ganz desperates gemeingefährliches Subjekt, das er war, jorzujagen rot vom Scheitel bis zu den Fußflappen, pflegte er grobe Insubordination und weigerte sich einfach seine Strafe anzutreten. Der liebe Gott wollte sich die Finger nicht beschmutzen und sandte daher den Erzengel Gabriel, der eben Jow hatte, mit der strikten Ordre hin, den Teufel tot oder lebendig in Gewahrjam zu bringen. Kaum glaublich! Aber der Rebell setzte sich zur Wehr. Allerdings war der Erzengel Gabriel ein bombenstarker Kerl; aber der Teufel schien auch nicht von Pappe. Es begann also ein ganz pöbelhaftes Handgemenge, wobei ringsum auf eine größere Zahl geographischer Quadratmeilen alles kurz und klein getraampelt wurde. Natürlich wuchs da kein Gras mehr. Leere Wüste jetzt. Endlich sah sich nun der Erzengel doch genötigt, von seiner Waffe Gebrauch zu machen. Bekanntlich Flammenschwert. Er brachte dem Teufel eine zwar un-

gefährliche, aber tiefe Wunde hinterwärts — Pardon — am Bein bei, sodas das Blut über Berg und Tal floß. Daraufhin ließ sich der Arrestant abführen; aber das Blut blieb selbstverständlich liegen; daher die ungewöhnliche Röte!"

"Ja, aber hör mal, Dünn: Warum sieht man denn tagsüber nichts davon?"

"Na, ganz einfach! Das ist eben das Teufliche! Dixi."

"Lob dem erhabenen Dichter! Welche Fülle der sinnigsten Poesie! Welche fruchtbare Phantasie! O zarte, blumige Sprache!"

"Wirklich, v. Dünn! Hätte das gar nicht von Ihnen erwartet, sind außerordentlich vielseitig!"

Jetzt kam Sonnenscheinchen an die Reihe.

Sie sah aus wie eine Märchenfee, als sie im blaffen Silberlicht in den Kreis trat.

Unter den großen Booten lag dunkle Nacht. Ein Gitterwerk von dünnen, schwarzen Schatten kreuzte den weißen Boden. Singen und Säuseln lag in der Luft. Die Wellen plätscherten dazu. Von ferne schauten die starren, kalten Berge herein, während eine warme Tropenluft um die Gruppe spielte.

Aller Gesichter waren, von Mondlicht übergossen, ihr lächelnd zugekehrt, als sie mit zarter Stimme begann:

"In Persien wuchs die erste rote Rose. Als die Tochter des Herrschers von Persien den ganzen Tag anbetend im Garten gelegen hatte und am Abend noch in aller Inbrunst den Sonnengott pries, schenkte er ihr die dunkelrote Rose. Als der Sonnengott den ganzen langen Tag die Königstochter geküßt hatte, schenkte er ihr zum Lohn für ihre Frömmigkeit die feurige Blume.

Dunkler als die Wangen des Königskindes, dunkler als ihr Herzblut leuchteten die zarten Blätter.

Auf den Knien lag sie anbetend und hielt mit mondweißen Händen den köstlichen Strauch umfaßt. Wonnevollte Düfte schlichen bis in ihr Herz und machten ihre Seele beben.

Die Sonne zaubert die Farben, und ihre köstlichste und seltenste ist rot. Wo die Sonne nicht hinkommt, ist nur blaßes, farbloses Leben. Nur bleiche, unsfrohe Wesen wachen im Schatten und Dunkel.

'Mehr Rosen, mehr! Laß alle Menschen rote Rosen haben!' flehte die Prinzessin von Persien. 'Laß alle Menschen deinen göttlichen Odem fühlen! Mach alle Menschen der herrlichen Düfte froh!'

Tag um Tag lag sie in der Sonne und flehte und bat — bis der Sonnengott Erbarmen mit ihr hatte und sie von der heimatischen Erde wegnahm.

Auf seinen Strahlen trug er die Fromme zur Wüste in sein unbeschränktes Reich, wo er allein herrscht und seine ganze Kraft entfaltet.

'Hier ist mein Garten,' sagte er. 'Hier mische ich meine Farben. Aus lauen Winden und heißer Sommenglut brau' und koch' ich den ganzen Tag, und am Abend, wenn ich scheid, ist mein Tagewerk vollbracht. Das röteste Rot wird geboren. Hier sollst du meinen Garten hegen und pflegen. Jeden Abend, wenn ich scheid, und jeden Morgen, wenn ich wiederkehre, küß' ich mit goldenen Strahlen die köstliche Ernte auf und bringe das Rot über die ganze Welt. Persien will ich erst mit Rosen füllen und sie von dort über die ganze Erde streuen. Wo rote Wangen lachen, sollen rote Rosen leuchten. Blutrot will ich sie mit meinen farbenschweren Strahlen machen und mit himmlischen Düften füllen, dir zuliebe, den Menschen zur Freude. Und wo rote Lippen dankbar lächeln, dringt Sonnenschein in Mädchenherzen. Das ist mein Lohn!'

Noch heute hegt und pflegt unsichtbar die persische Prinzessin den Garten des Gottes. Den langen heißen Tag über sieht man nichts als Sommenglut; aber am Abend geht die feurige Saat auf, und ringsum glüht das ganze Reich in Purpur . . ."

"Den ersten Preis! Den ersten Preis!" riefen alle in der Munde.

Das Kampfgericht entschied auch so. Zwar die Frage sei noch nicht ganz gelöst, Miß Sonnenscheinchens Leistung habe aber, was Poesie und Vortrag anbelange, jedenfalls am besten von dem Gebotenen gefallen. Die



andern Konkurrenten bekamen alle Ehrenmehdungen, und Bruno dem Dummen wurde der Pudelpreis zugesprochen.

Es war spät. Alle stiegen hinunter; nur der lange Stabsarzt stöhnte noch bis gegen Morgen auf dem Sonnendeck nach Schlaf.

Neuntes Kapitel. Die Unzufriedenheit.

Die Dame mit dem Hündchen wurde von einer äußerst schlechten Laune geplagt.

Schon mehrmals hatte sie die Reise nach Batavia gemacht und war jeweilen viel mehr gefeiert worden als jetzt.

Sie fing ganz unmerkbar an, in die höhern Semester einzutreten. Außerlich konnte man noch fast gar nichts merken. In rosiger Frische blühten die Wangen, und der Wuchs schien tadellos. Aber ohne Zweifel war sie früher jünger gewesen, und die Zeit der kurzen Röckchen trat schon in die Periode des Vergessens ein. Also war vielleicht der Grund für den schlechten Humor nicht so schwer zu finden.

Zu solch peinlichen Vermutungen verstiegen sich ihre Gedanken nicht; sonst wäre die Laune noch viel, viel schlechter gewesen.

Die Dame mit dem Hündchen kam vielmehr ohne langes Nachdenken zu dem Schluß, daß die jüngern Herren beider Heere und des Zivils die Schuld trugen. Die hatten kein Verständnis für ihre niederländische Schönheit und für die feingebildete Unterhaltung.

Ueberhaupt, diese deutschen Offiziere mit dem schnarrenden Ton und der Einbildung! Diese Sprache! Das Getue mit den andern Damen, vor allem mit der feichen Strohwitwe, die ihre feisten Arme zur Schau stellte, und mit Sonnenscheinchen, dem nichts sagenden Kind, dem Bilderengelen! Zu blöð!

Aha, es war also die Eiferjucht!

Den Offizieren tat sie entschieden unrecht. Es gab darunter wohl solche, die dem Simplicissimus oder den Fliegenden entsprungen waren; aber andere entsprachen in der leichten Unterhaltung den weitgehendsten Anforderungen, oder sie steckten hübsch und stramm in ihren tadellosen Gewändern und bewegten sich mit der Leichtigkeit gebildeter Menschen; aber — sie lagen eben nicht der Dame mit dem Hündchen zu Füßen.

Sie hätte gern mit den Jüngern allen ein wenig gespielt, die Unergründliche, das sphinxhafte Weib markiert, den koketten, intriganten Ton der batavischen Gesellschaft eingeführt und sich auf ihre Weise vergnügt.

Einige Verehrer besaß sie ja, aber nicht genug. Den ganzen Tag essen, zu wenig Bewegung und die Hitze, all das hatte die schlechte Laune zur Folge.

Eigentlich litt zuerst das Hündchen darunter.

Der kleine schwarze Bastard genoß die besondere Vergünstigung, in der Kabine seiner Herrin reisen zu dürfen. Den Lloydgesetzen nach wurden sonst alle Bierbeiner aufs Sonnendeck oder in die hintersten Zwischendeckräume des Schiffes verbannt.

Der Humor des kleinen Schwarzen ging also zuerst in Trümmer. Seine Tafel war zu reichlich gedeckt, und besonders hundefreundliche Reisende reichten ihm den ganzen Tag ausgesuchte Leckerbissen. Bewegung fehlte auch ihm, und das Deck in seiner tadellosen Reinheit bot keine Attraktionen. Im Nu war alles wieder peinlich sauber und roch nach Seife und Salzwasser. Dadurch wurde er mißmutig, knurrig und ärgerlich. Seine Herrin kannte ihn nicht mehr und litt am meisten unter seiner Tücke. Das Gefäß ihres Zornes schwoll noch mächtiger an und drohte überzulaufen.

Es wäre gewagt, zu behaupten; die Wolke des Unmuts sei von dem schwarzen Hündchen ausgegangen und habe sich nach und nach auf das ganze Schiff gelegt; aber der Kleine gab ein drahtisches Bild zur Geschichte dieses Leidens ab. Nur ging der Prozeß bei ihm, infolge seines tierischen Unverstandes, schneller als bei der Krone der Schöpfung.

Es war nicht zu verkennen. Langsam, aber sicher nahm die Summe des Humors zwischen den eisernen Wänden ab. Ein dunkles Gespenst drückte auf die Reisenden, klammerte sich an sie, bedrängte sie von früh bis spät und forderte immer mehr Opfer.

Das kam hauptsächlich vom Essen.

Bei der Dame mit dem Hündchen hatten die Verhältnisse besonders günstig gelegen. Durch ihre Seelenstimmung war sie außerordentlich empfänglich, sozusagen prädestiniert für die Krankheit. Sie überaß sich zuerst. Nicht im genau wörtlichen Sinne, aber doch. Die reichliche Nahrung, das viele Süße, ihre Gemütsverfassung, der Mangel an Bewegung und nicht zu vergessen die steigende Hitze brauten in ihr, und aus dem Gemenge der verschiedensten Faktoren stieg siegreich die schlechte Laune empor.

Und vielen ging es wie ihr.

Es ist kein schönes Kapitel, aber wahr.

Ha, wie sie erst einhieben die Herren Intendanten und Maschinisten! Besonders morgens beim Frühstück tat die Wahl weh vor der langen Liste trefflicher Gerichte, die im Nu bereit zum Verspeisen waren. Lieber aß man eine Nummer mehr als gerade nötig, um nicht einen großen Genuß zu versäumen.

Der eine Pflanzler aus Sumatra galt überhaupt für hohl; er schluckte aber während der ganzen Dauer der Reise heimlich Pillen, erhielt sich so verhältnismäßig mobil und kam auf die Kosten, wie er sagte.

(Fortsetzung folgt).

Ein Liebeslied.

Ich trank an deinem Munde
Mir meine Sehnsucht stumm
In jener Sommerstunde,
Und Morgen war ringsum.

Die junge Sonne neigte
Im Kuß zur Erde sich,
Und in den Blättern geigte
Der Feldwind feierlich.

Ich trank an deinem Munde
Mir meine Sehnsucht stumm,
Da schloß sich Leid und Wunde,
Und Morgen war ringsum.

Robert Julian Hodel, Bern.

